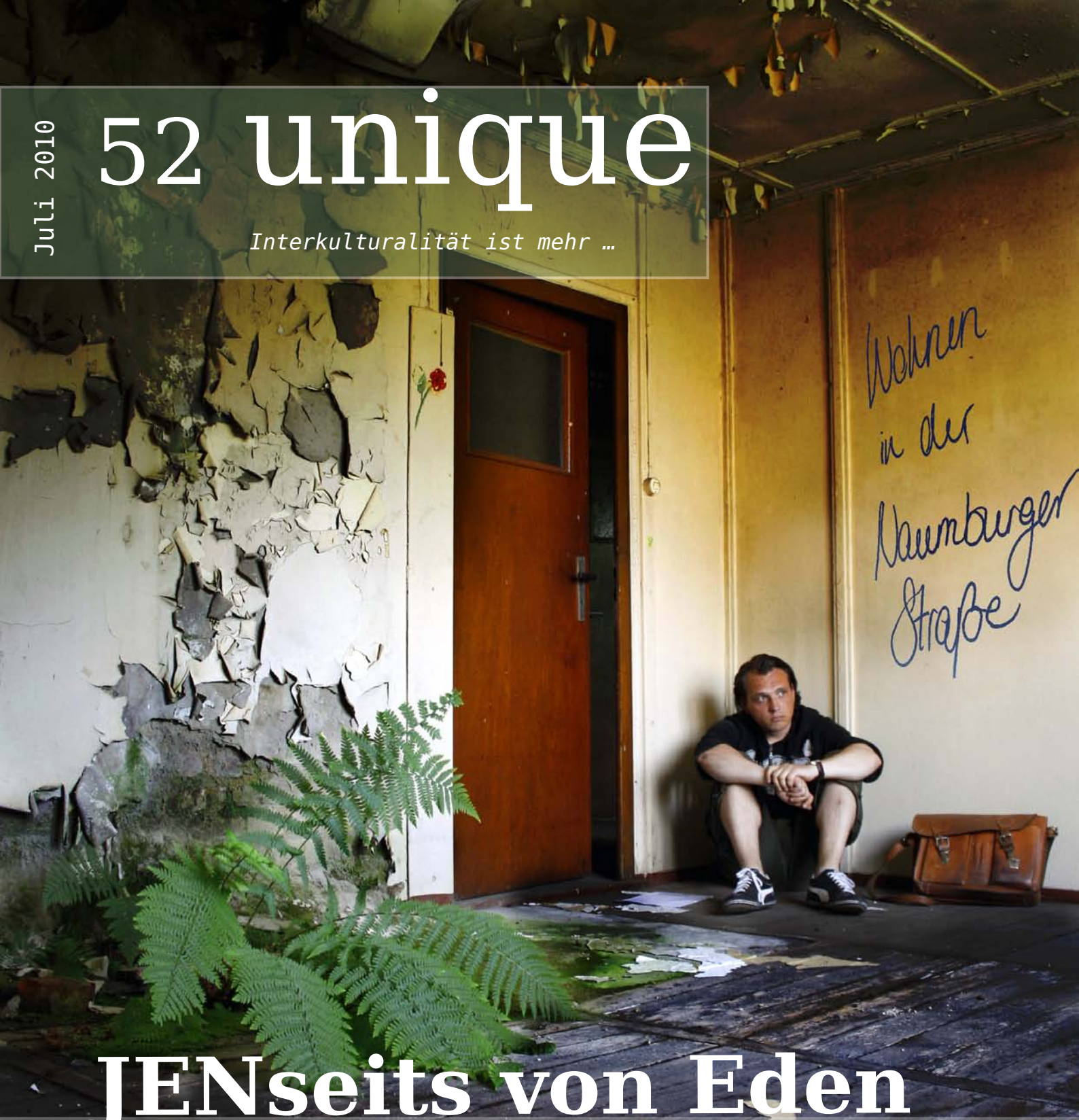
Juli 2010

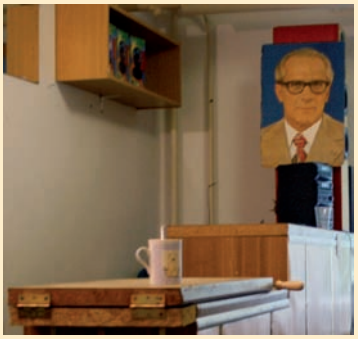
52 unique

Interkulturalität ist mehr …



JENseits von Eden

HEROINENTZUG… Als die Zimmernachbarin mit Jesus fickte
WELTMEISTERSCHAFT 2010… Der kleine UNIQUE-Hymnencheck
ANDY PALACIO… Wie ein Mann die Sprache der Garifuna rettete



4 JENseits von Eden

12 Jugonostalgie

14 Eastwoods Handvoll Dollar

23 Sprachen lernen mit Groove

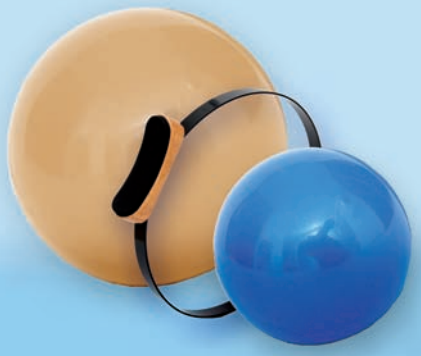
INHALT

Ausgabe 52 (Juli 2010)
Titelbild: Fabian Köhler
Model: Ralf Rohmann
Motiv: unbewohnte Baracke in der Naumburger Straße

Anzeige

Pilates Sports

"Körperliche Fitness ist die erste Voraussetzung zum Glück"
Joseph Pilates



pilates-sports
Ihr Weg zu mehr Gesundheit und Wohlbefinden
Grietgasse 9 - 07743 Jena | Tel. 0163/4013775
www.pilates-sport.de | E-Mail: info@pilates-sports.de

EinBlick

4 *Leitartikel*
Jenas Studentenparadies endet in der Naumburger Staße

5 *Insight*
Jenas Studentenparadies beginnt in der Naumburger Straße

7 *Persönlich*
Auf Entzug in der Kinder- und Jugendpsychiatrie

WeitBlick

9 *Reportage*
Über die anhaltende Diskriminierung der Roma in Europa

12 *Spurensuche*
Auf dem Weg zur jugoslawischen (N)Ostalgie

LebenArt

14 *Klassiquer*
Von einer Handvoll Dollar zur Milliardenindustrie

15 *Musik*
Songs vs. Diskriminierung

16 *Regional*
Jenas Hip-Hop Corner

17 *WM 2010*
Der WM-Hymnen-Check

WortArt

19 *Kultur*
Wie ein Mann die Sprache der Garifuna rettete

21 *Hintergrund*
Richtig sprechen mit Ausländern

22 *Buchrezension*
Fußball im Heiligen Land

Kolumne
Englische Ortsnamen

23 *Rezension*
Learning by Grooving

Editorial

Während der Griesbachgarten zum alljährlichen Uni-Ascott lädt, sucht 300 Pflastersteine tiefer eine Handvoll Redaktdolleure hut- und blutlos nach dem passenden Gewand für die 52. Sammlung interkultureller Augenblicke.
Die Verständigung verläuft nach dem Wortklotzprinzip: „Nudeln!“ – „Bäh, Salz!“ Das spart Zeit und fügt sich adäquat zwischen zwei Vuvu-Kreischer ein. Von allen verunglimpft, muss man diesem einseitigen Jubelgedonner zugute halten, dass es auch den jenseits von TV und WorldWideWeb Wohnenden live über den Spielverlauf informiert. But what‘s in a goal? Ehe einen die füßische Hysterie ins Koksdelirium oder die Wände hoch zu treiben droht, sollte man sich vielleicht lieber in andere Klang- und Sprachwelten flüchten und mit groovigen Ohrwürmern die Torheit hinter sich lassen. Mit der richtigen Musik spricht es sich gleich viel leichter.
Dagegen sind die verbliebenen Zeitungsbastler über Omas erkalteter Möhrensuppe und den graumelierten Ausdrucken bunt bemalter Eisenbahnwaggons inzwischen endgültig verstummt. Ob aus anämischer Sommerträgheit, Nostalgie oder banger Erwartung des nächsten Morgens lässt sich nicht genau sagen. Doch der Paukenschlag um Mitternacht hat noch nie seine Wirkung verfehlt. Gleich pochen die Schläfen wieder und der Satz segelt sicher gen Ende.

Impressum

Die UNIQUE ist eine unabhängige Studentenzeitschrift, die sich mit inter- und subkulturellen Fragen auseinandersetzt. Sie ist keiner politischen Richtung verpflichtet und erscheint 2010 mit vier Ausgaben (Nr. 53 am 21. Oktober). Öffentliche Redaktionssitzungen finden jeden Donnerstag ab 18 Uhr im Int.Ro-Büro im „Haus auf der Mauer“ statt.

Herausgeber:
UNIQUE e.V.
Johannisplatz 26
07743 Jena
Tel.: 03641/930996
Fax: 03641/930995
E-Mail: unique-magazin@live.de
Web: www.unique-online.de

Chefredaktion:
Fabian Köhler (fabik) - V.i.S.d.P.
Frank Kaltofen

Redaktion: Austen Spanka, Christoph Borgans (Kalilan), Christoph Matiss (Chrime), Hedwig Lambert (Hela), Jura Hölzel, Katja Weber, Lutz Granert (LuGr), Michaela Meißner (gouze), Robin Korb (rokko rehbein), Sandra Jörges (Sanni), Stefan Holubek, Steven Hopp (Montana Otterbein), Tilmann Fruntke (ture), Turian da Silva (Tsil)

Ressortleitung: Fabian Köhler (EinBlick), Frank Kaltofen (WeitBlick), Lutz Granert (LebensArt), Christoph Borgans (WortArt)

Lektorat: Redaktion **Satz & Layout**: Fabian Köhler, Frank Kaltofen **Bilder**: Redaktion, insofern nicht anders angegeben **Zeichnungen & Grafiken**: Katja Weber **Fotograf**: Austen Spanka **Onlinebetreuung**: Patrick Mehner, Fabian Köhler, Hedwig Lambert **Diese Ausgabe wurde außerdem unterstützt von**: Johannes Bettin, Doris Heise, Prof. Dr. Thomas Honegger, Daniela Mehler, Ting Qi und Karolis Zemaitis.

Druck: Druckerei Schöpfel GmbH, Weimar
Auflage: 4.000 Exemplare
ISSN: 11612-2267, 10. Jahrgang

Die UNIQUE und all ihre Inhalte stehen, insofern nicht anders gekennzeichnet, unter einer Creative Commons-Lizenz. Alle Inhalte dürfen weiterverbreitet werden, wenn der Autor genannt wird und die Texte bzw. Bilder nicht kommerziell genutzt werden. Mehr Informationen unter: creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht jedoch keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden leider keine Beachtung. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Die Redaktion behält sich die Kürzung von Leserbriefen vor. Für den Inhalt von Anzeigen ist die Redaktion nicht verantwortlich.

Die Vertreibung aus dem Studentenparadies

Vom Studentenwerk vernachlässigt und von der übrigen Studentenschaft ignoriert, wohnen 140 Menschen aus 70 Ländern im schäbigsten Wohnheim der Stadt. Trotz heruntergekommener Einrichtung, hygienischer Missstände und Abrissplänen fordern sie vor allem eines: bleiben zu dürfen.

von fabik

Als Strafmaßname hat der Hausmeister vor kurzem den zweiten verschmutzten Herd abgestellt. Nun streiten sich Bohnenauflauf und Hackpfleischpfanne kippelnd um eine Herdplatte, während ein rosa Badetuch am blättrigen Türrahmen vorbeihuscht. Im Aufenthaltsraum streitet sich unterdessen eine Clique osteuropäischer Jungs auf einer einst beigefarbenen Couch mit einem großgewachsenen Mädchen über die Hinterlassenschaften auf der Toilette. Ein bisschen erinnert die Szenerie an einen jener Jugendherbergsausflüge, deren Zeit so schön war. Schön, solange man sich gewiss war, spätestens nach einer Woche wieder die keimfreie Toilette daheim benutzen zu dürfen.

Am äußersten Ende Jenas liegt das Wohnheim Naumburger Straße. Fernab der polierten Scheiben des Uni-Turms und fernab jeglicher Aufmerksamkeit steht der achtstöckige Plattenbau am Rand des Gewerbegebietes Zwätzen. Um ihn herum liegen verwucherte Wiesen und knapp ein Dutzend heruntergekommen Baracken, die an das sozialistische Erbe des Geländes erinnern. Sie dienten als Wohnungen für russische Soldaten. „Einsturzgefahr“, „Betreten verboten!“, liest man hier.

Feiern im Glanze des Staatsratsvorsitzenden

Ekatarina Maruk ist die Wohnheimtutorin, also Mädchen für alles und jeden, der Probleme mit seinem Wohnumfeld hat. Bei ihr landen die Beschwerden in der Regel zuerst. Sie hat viel zu tun. Im spärlich eingerichteten „Party-Raum“ sitzt sie zwischen einer von Studenten aus Pressspanplatten zusammengezimmerten Theke und dem Din-A3 großen Anblick des ehemaligen Staatsratsvorsitzenden Honecker. Eilig räumt sie ein paar alte Farbeimer beiseite und erzählt von der Liste der Probleme, mit denen sie und die ca. 140 anderen Bewohner, wie der 23-jährige Serbe Dušan*, zu kämpfen haben.

Dieser liegt zwei Etagen tiefer keuchend auf seiner Hantelbank. Breitbeinig zieht er sich nach oben, schnappt ein paar Mal nach Luft und schmettert völlig ungefragt ein „Die Toiletten sind nicht sauber!“ in den 10 Quadratmeter großen, dunklen Raum. „Oh mein Gott, ich muss hier fünf Monate leben“ ist seine Antwort auf die Frage nach seinem ersten Eindruck von der Naumburger Straße. Aber mit der Zeit gewöhne man sich selbst an die nicht vorhandenen Internetanschlüsse, fügt er hinzu und wendet sich wieder

seiner Hantelstange zu. Auf einer Etage – dem Keller - mit den privatsphärenfreien Gemeinschaftsduschen befindet sich der hauseigene Fitnessraum – eines der Glanzstücke des Wohnheimes. Aber auch dieser lässt eher ostalgische Gefühle als Freude über die Einrichtungsbemühungen des Studentenwerkes aufkommen.

Auch eine Putzfrau würde hier nichts nützen

Etwa 1.500 ausländische Studenten sind an den Hochschulen Jenas immatrikuliert, rund die Hälfte von ihnen lebt in Wohnheimen. Was auf den ersten Blick merkwürdig erscheint, sei – so sagen manche Bewohner – vorsätzliche Politik des Studentenwerkes: Unter den Bewohnern der Naumburger Straße befinden sich auffällig wenige Studenten aus EU-Ländern. „Das Studentenwerk denkt vermutlich, wir hätten geringere Ansprüche und würden weniger meckern“, mutmaßt der ukrainische DAF-Student Antoni*.

Elke Voss, Pressesprecherin des Studentenwerkes Thüringen, entgegnet, Wohnheime, in denen „Internationalität“ gefördert werde, seien „wichtige Integrationsinstrumente“. Es sollte daher „immer eine Durchmischung“ geben, damit sich „ausländische Studenten sofort in das deutsche Studentenleben einbezogen fühlen.“ Wie diese Internationalität gefördert werden soll, bei weniger als einer Hand voll deutscher Studenten im gesamten Wohnheim, sagt sie nicht. Etwas deutlicher wird eine andere Studentenwerksmitarbeiterin, die darum bittet ihren Namen nicht zu nennen. „Die Leute fühlen sich abgeschoben“, sagt sie und berichtet von „Unmengen von Beschwerden, die beim Studentenwerk eingehen.“ Ob die nationale Zusammensetzung der Wohnheimbewohner Zufall ist oder vom Studentenwerk beabsichtigt, wisse sie nicht und verweist darauf, dass sie das Studentenwerk „nicht öffentlich in Verruf bringen” wolle.

Der 32-jährige Mirko ist einer der wenigen Deutschen im Wohnheim. Auch in seinem circa 10 Quadratmeter großen Zimmer kommt der Putz von den Wänden. Neben das kleine Waschbecken am Eingang des Zimmer hat er einen Vorhang gespannt. „Weil es frühs sonst immer so durchs Fenster zieht“, sagt er. Mehrmals

Willkommen im Paradies?

Als Ting aus Anshan (China) im März diesen Jahres nach Jena kam freute sie sich auf die Herausforderungen ihres Masterstudiengangs. Dass schon die Wohnsituation ein Abenteuer sein würde, hatte sie allerdings nicht erwartet: Ihr wurde ein Platz im Wohnheim in der Naumburger Straße zugeteilt.

von Ting

虽然我还在用陌生的视角观察德国，但刚到时困扰我的一些问题，似乎也已不算是什么问题，例如：一天，惊异于水里的白色的悬浮物，于是我发现了过滤器。可是其他问题似乎不太容易解决。

也许德国人对Naumburger了解的太多，而我们对Naumburger Straße了解的又太少。但我能确定的是Naumburger Straße给大部分人留下了非常深刻而不好的印象，而且，似乎还很好奇，住在里面的学生过着一种怎样的生活？

虽然我对Naumburger Straße并不是很满意，但还不至于到厌恶的程度。我知道德国人一贯用批判的眼光来看待一切。我觉得这样很好，它是发展的动力。但我无法批判一个我现在唯一能居住的地方。这对于我来说太难了。也许等我搬家后……

因为NaumburgerStraße对于我来说也已不是一间房子那么简单了，它已经成为了Jena留给我的第一印象，无论事实是怎样，我希望它是美丽的。

房间虽然不大，可我还是会把家具重新摆放，还买了盆小花装饰我的房间。把刚搬进时，那仅有的，落满灰尘的白色纱帘清洗干净。

天气寒冷时，退了漆的暖气能给我温暖；我需要洗手时，房间角落里在那脱落的墙壁上的盥洗盆能给我提供清水；更衣时，还可以从我的自动衣橱里拿取衣物（不知是因为房间地不平还是衣橱门是坏的，它总会自动打开）；最令人欣慰的是在使用公共卫生间及厨房时（整个楼层公用一个）我还能欣赏到后山的风景。在通往坐落在地下室的浴室时，还可以顺便跟住在一楼的朋友打个招呼。

事物都有两面性。NaumburgerStraße也不例外，以前在家的时候有网瘾，但是现在不治而愈了。当然，如果NauburgerStraße有网络，我自然也不会反对。毕竟会使一些事变的容易些。

也许，住在这里的中国学生比较多，也许，这大大削减了国际化的氛围，但，正是这些非国际化的群体在最初给我了很多帮助。

早就听说过Jena的宿舍很紧张，所以，住在Naumburger Straße对于我来讲也是一件十分幸运的事，因为我不至于流落街头。中国有句俗话：知足常乐。正应了景。

但我还是希望有一天能搬到WG里

如果有一天我幸运的找到了WG，也许我会想念Naumburger Straße的。因为无论如何，它是我在Jena的第一个住处，是Jena留给我的第一印象，无论是好还是坏

Die deutsche Version des Artikels findet ihr auf www.unique-online.de

habe er sich bereits an die Wohnheimbetreiber gewandt, vor allem wegen der hygienischen Zustände. Ein paar Wochenstunden mehr für die Putzfrau, „dann wäre schon einiges gewonnen“. Die Antwort, die er bekam, passt leider ins restliche Bild der sich sonst so studentennah und international gebenden Einrichtung. Die hygienischen Zustände lägen an den vielen Nationalitäten, „da würde es auch nichts nützen, wenn die Putzfrau täglich käme“, belehrte ihn eine Studentenwerksmitarbeiterin.

2007 kaufte das Studentenwerk einen Fernseher

Die Schließung des Wohnheims, so wird überall in den grau-vergilbten Fluren gemunkelt, scheint beschlossene Sache zu sein. Seit Jahren schon, erzählt einer der Alteingesessenen, benutze das Studentenwerk die Ankündigung eines Neubaus als Ausrede nichts für die Bewohner und ihr Wohnheim zu tun. 2012, so heißt es beim Studentenwerk, solle das Wohnheim spätestens geschlossen werden und bis dahin seien „keine weiteren Investitionen vorgesehen“.

Dabei ist die Schließung des Wohnheims das Letzte, was seine Bewohner wollen, sagen sie, während der Sudanese Osama die arabische Hackfleischpfanne mit deutschen Eierkuchen und italienischem Tomatensalat in den überfüllten Gemeinschaftsraum bringt. Über ein Dutzend Studenten aus Bulgarien, Vietnam, der Ukraine, Serbien, China, Sudan und dem Jemen sitzen essend und lachend um den kleinen Pressspantisch. „Ich hätte nicht gedacht, dass es so etwas in einem deutschen Wohnheim gibt“, sagt die 22-jährige Tadschikin Katja. Offen bleibt, ob sie nun die hygienischen Zustände oder die einmalig lebendige Atmosphäre meint. „Jetzt weißt du, warum wir hier nicht raus wollen“, sagt die 21-jährige Serbin Vanja grinsend, während der Russe Nikolai nach seinem vierten Glas Portwein anfängt Volkslieder aus seiner Heimat anzustimmen. Und zu guter Letzt ist da abermals dieser Eindruck einer Klassenfahrt, an deren Ende man sich trotz der verkeimten Toiletten ärgert, wieder nach Hause fahren zu müssen.

**Auf Wunsch wurden die Namen einiger Bewohner geändert.*

Freude, Frust und Eierkuchen

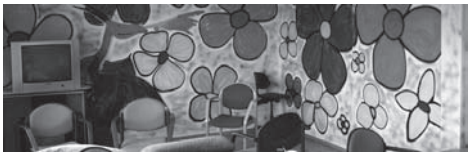


Foto: Josh Wedin

Immer an der Wand entlang

Der rote Klinkerbau der Erfurter Kinder- und Jugendpsychiatrie ist ein Ort der Kontraste, in dem die seeligen Kinderzeichnungen an den ansonsten schmucklosen Klinikwänden nicht über gezeichnete Kinderseelen hinwegtäuschen können. Eines dieser Kinder war ich.

von anonym

Man fährt mich mit Blaulicht in eine Zelle in irgendeiner blau belichteten Klinik und dort ziehe ich nun an einer Zigarette, die es gar nicht gibt. Mir fällt das immer wieder auf. Wenn ich versuche, einen Lungenzug zu nehmen, nuckele ich nur Luft durch meine hohlen Hände. Doch diese kurze Einsicht hält mich nicht davon ab, ständig eine neue Kippe zum Mund zu führen. Und dazu den jedes Mal erneut überraschten Blick, der wie der befremdliche Blick meiner Mutter sein jeweiliges bizarres Ziel findet.

Tatsächlich hat sie einen größeren Schatten als ich – unter den Augen. Ein kleiner Raum und vier Schatten, die kein Licht hervorgeworfen hat. Und obwohl ich scheinbar nur ein harmloser Luftzug-Kettenraucher bin, kann man keinesfalls sagen, ich lebe gesund. Zu viele Indizien sprechen dagegen.

Da wäre zum Beispiel die Kruste aus Kotze und getrocknetem Blut auf meinem Schlafanzug. Ich habe mir wohl schon wieder die sorgsam ins graue Fleisch gesteckten Kanülen herausgerissen. Nein! Ich bin das nicht gewesen! Es war mir eigentlich gar nicht aufgefallen! Genau genommen bin ich so penetrant euphorisch wie ein Musikantenstadl voll besoffener Rentner!

Das Ungeziefer klaut mir den Stoff

Die Fragen von Dr. Zomper kann ich deshalb geradezu spielend beantworten. Sie drehen sich hauptsächlich um Batman und ein chiraptophobes Kind mit einem Hackebeil im Hosenbund – und ums Kartenspielen. Der Doc hört aufmerksam zu, nickt und sieht dabei äußerst wichtig aus. Schwester Rita hingegen gibt, zieht eine Karte und zeigt sie mir auf. Darauf scheint ein Tier abgebildet, das schleimig ist und ganz langsam kriecht. Es hat sein spiralförmiges Haus auf dem Rücken – immer dabei! Leider komme ich beim besten Willen nicht darauf, wie dieses Tier heißt.

Schwester Rita steht mir auch bei anderem Kleinvieh bei, dem allnächtlichen Kampf gegen Horden von Spinnen und violetten Ratten. Das Ungeziefer kommt dazu extra aus der Wand! Ich werde wieder einmal keine Ruhe finden, bevor nicht alle Insekten und Nager systematisch ka-

tegorisiert und erlegt sind. Wir schauen in allen Ecken und Schränken nach. Schubladen öffnen sich und werden wieder geschlossen. In manchen finde ich große Tütchen voller Heroin, auch mein Bett ist damit übersät. Ich versuche ihren flüchtigen Inhalt mit einem verschweißten Stück Bettpfosten zu sniefen, scheitere aber kläglich, da die Päckchen immer wieder kreischend davonhüpfen, wenn ich (ziemlich schnell) danach schnappe.

Keine gute Zeit, in der wir leben

Gestern hat mir eines der Psycho-Mädchen aus dem Nachbarzimmer erzählt, sie würde über die Holzverkleidung ihrer Wand mit Jesus ficken. Ich hingegen scheine von Gott verlassen zu sein – wahrscheinlich seitdem ich mich selbst zu einem erhoben habe. Dabei herrschte und pfuschte ich nur in einem eher kleinen Reich herum: dem Globus zwischen meinen Ohren. Nur ein bisschen schöneres Wetter – keine große Sache eigentlich. Aber na ja, ich bin ein Blasphemiker. Teil einer Subkultur, die sich am wohligen Feuer ihres verbrennenden Lebens wärmt, dabei Gitarre spielt, Lieder singt und mit dampfendem Heldenblut aus Espressotassen anstößt.

Aus dem Aufenthaltsraum dringt das empörte Geräusch von zerspringendem Porzellan zu mir herüber. Martha schreit und bewirft die Pfleger mit schwerem Geschütz aus dem Suppentellerarsenal. Ich hätte ihr wohl kein Kokain abgeben sollen. Die Uhr zeigt fünf vor zwölf – keine gute Zeit, in der wir hier leben.

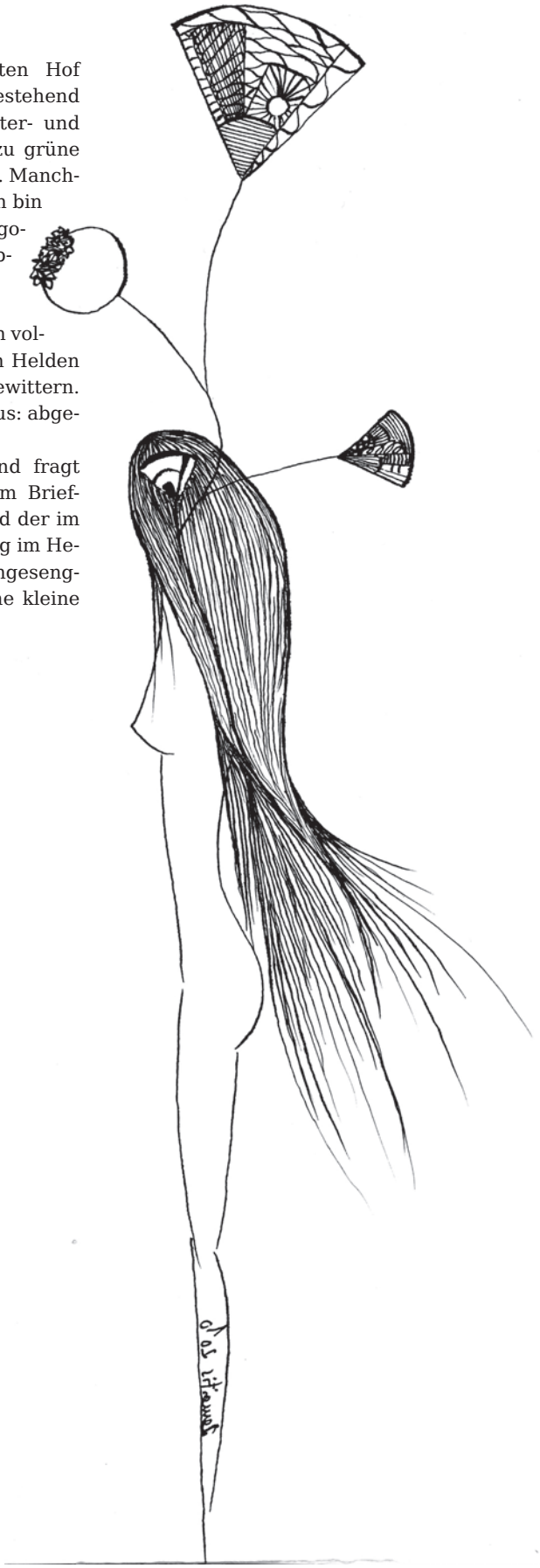
Ich habe eine Verehrerin. Ihr Name ist möglicherweise Susi und Miriau und Jennifer, und sie ist schizophren.

Mein Tagesablauf sieht etwa so aus:

Fünf Uhr morgens: Aufstehen, wichsen, antreten zum Frühsport. Den anderen Beknackten Bälle zuwerfen und – von allgemeiner Missbilligung begleitet – angestrengte Runden im eiskalten Hof drehen. Acht Uhr: Frühstück, bestehend aus Brot und Marmelade-, Butter- und Streichwurstschächtelchen. Dazu grüne Pillen, Tee und/oder gelbe Pillen. Manchmal gibt es einen Apfel. Um zehn bin ich dann wahrscheinlich zur Ergotherapie. Flechte ein nettes Körbchen aus feuchten Holzstreifen. Oder male Bilder zu einer vorgelesenen Geschichte mit Melodien voller Einhörner, sagenumwobenen Helden und einschlagenden Sommergewittern. Mein Bild fällt ziemlich düster aus: abgehackte Gliedmaßen in Aspik.

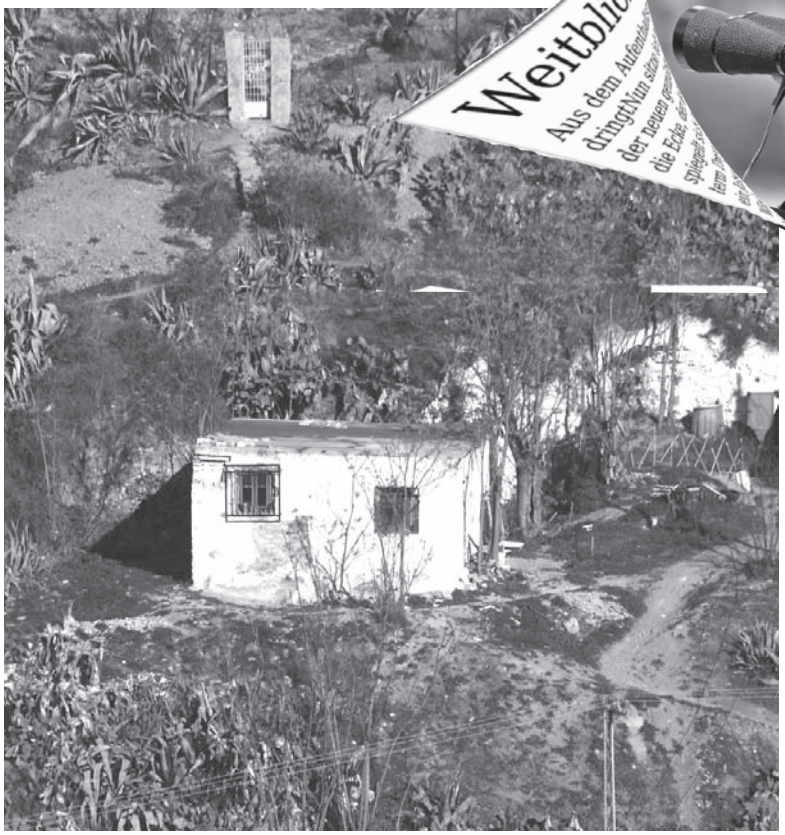
Susi drückt mich ganz fest und fragt mich nach einem Liebesbrief im Briefkasten, den sie zerrissen hat und der im Schornstein über dem Rauchfang im Heroinfeuer brennt oder um sein angesengtes Leben rennt. Wollen wir eine kleine Nachtwanderung machen?

Wir spielen heiraten.
Wir spielen Bridge.
Wir spielen Leben oder Tod.



In Vielfalt geeint?

Die Roma sind mit etwa zehn Millionen Menschen die größte Minderheit in der EU. Doch schon die korrekte Bezeichnung der Volksgruppe – Sinti in Mitteleuropa, Gitanos im Westen und Roma im Osten des Kontinents – fällt vielen von denen schwer, die sich gern zur Union der gemeinsamen Grundrechte und Chancen bekennen. Um die anhaltende Diskriminierung der Roma wissen die wenigsten.



Roma-Behausung in Granada, Spanien (Foto: Patrick Spence)

von Johannes Bettin

Die Mauer hat ein paar wohldimensionierte Lücken; groß genug, dass man hindurchsehen kann; zu klein aber, als dass man sich durch sie die Hand reichen könnte. Während auf der anderen Seite adrette Einfamilienhäuser mit Pool und Garage glänzen, hausen die Menschen hier in Höhlen am Berghang, ohne fließendes Wasser, befestigte Straßen oder sonstige (sozial-)staatliche Infrastruktur.
Dieser Anblick zeigt nicht etwa die Segregation in den USA der fünfziger Jahre. Wir befinden uns im Europa des Jahres 2010, im Stadtteil Sacromonte von Granada, Spanien, der fast ausschließlich von Roma bewohnt wird.

Teufelskreis der Ausgrenzung

Zwar ist die Volksgruppe nirgendwo so stark vertreten wie in Spanien, aber derartige Lebensverhältnisse sind bei Weitem kein Einzelfall. Die italienische Regierung, welche im Jahre 2008 die Romabevölkerung als „nationales Sicherheitsrisiko“ eingestuft hat, ließ im letzten Jahr über einhundert Behausungen von Romafamilien in der Hauptstadt zerstören, um sie laut Aussage eines Regierungssprechers am Stadtrand in dreizehn „Camps“ zu „konzentrieren“.
Ähnliche Zwangsräumungen hat Amnesty International in den letzten Jahren in Bulgarien, Griechenland, Rumänien und Serbien registriert. Man behandle die Menschen „wie Müll“, heißt es in einem Bericht. Die Weltbank diagnostiziert, Europa würde pro Jahr hunderte Millionen Euro durch die Ausgrenzung der Roma verlieren.
Oft bedingt nicht nur soziale Exklusion die räumliche, sondern auch umgekehrt. In Italien und anderswo existieren spezielle Schulen für Roma, werden diese gar auf Behindertenschulen untergebracht, da sie nur ihre eigene Sprache sprechen. Aber: Ohne Integration keine Bildung, ohne Bildung kein Arbeitsplatz und ohne Wohlstand keine Integration. Können wir einen Beitrag zu unserem Sozialprodukt von Menschen fordern, denen wir nicht einmal die Chance bieten unsere Sprache zu erlernen?

Bestätigte Vorurteile?

All das ist aber eben nur eine Sichtweise: „Sind Sie Zigeuner?“ Der bei einem deutschen Unternehmen in Budapest arbeitende Ingenieur, der lieber nicht namentlich genannt werden möchte, ist ein gebildeter Mann und bestimmt weit entfernt von Rassismus. Dennoch weist er potentielle Mieter nach dieser Frage

meistens ab. Zwar würde er seine Eigentumswohnung wirklich gern vermieten, aber schon zweimal ist eine Roma-Familie einfach verschwunden, nachdem sie die Immobilie in einen unbewohnbaren Zustand versetzt hatte und mehrere Monate mit der Miete im Rückstand lag.
Von den zehn Prozent der Ungarn, die sich den Roma zurechnen, haben siebzig Prozent keine Arbeit. Nur fünf Prozent von ihnen können den Abschluss einer weiterführenden Schule vorweisen. Zweifel an der Kompatibilität der Roma-Kultur mit der europäischen, ja am Integrationswillen der Roma allgemein, werden angesichts dessen nicht nur in den Hassparolen der rechtsextremen Partei Jobbik laut. So stehen Umfragen zufolge achtzig Prozent der ungarischen Studenten unter dem Einfluss rechten Gedankengutes.

Wie es so weit kommen konnte

Dabei beruht die Stigmatisierung der Roma vielfach auf unbestätigten Vorurteilen. Allensbach fand heraus, dass über sechzig Prozent der deutschen Bevölkerung Roma als Nachbarn ablehnen würden, obwohl fast keiner der Befragten Roma zu seinen persönlichen Bekannten zählte.
Dass der vermutlich eigentlich vom persischen „cyganch“ (Musiker) stammende Begriff „Zigeuner“ durch die langjährige Herleitung von „Ziehen“ und „Gaunern“ als herabwürdigend empfunden wird, wissen die wenigsten. Ein Grund für diese Unkenntnis und hartnäckigen Vorurteile mag sein, dass die Aufarbeitung des Schicksals der Roma, anders als etwa die öffentliche Auseinandersetzung mit dem Holocaust, nach dem Zweiten Weltkrieg kaum stattfand. Die offizielle Anerkennung der 500.000 Opfer unter den Roma ließ bis 1982 auf sich warten.
Weithin unbekannt ist, dass der größte Teil der Roma im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts sesshaft geworden ist. Eine einheitliche „Lebensweise“ der Minderheit ist ein ebensolcher Mythos wie die von Jobbik pauschal beschworene „Zigeunerkriminalität“. Traditionelle Gewerbe wie das wandernde Schaustellen, für die Schulbildung von untergeordneter Bedeutung sind, haben weite Teile der Minderheit längst aufgegeben. Den Einstieg in die Mehrheitsgesellschaft allerdings fanden viele durch ungelernte Stellen in der zu Sowjetzeiten boomenden Industrie. Ausgerechnet in diesem Wirtschaftszweig brachte dann der Systemumbruch Arbeitslosigkeit und manchmal auch Illegalität hervor.

Roma-Mutter im rumänischen Oradea (Foto: Sebastian Adel)

Schützt Europa seine Minderheiten?

Mag auch das Dilemma, wer Schuld an der Situation der Roma trägt, nicht abschließend zu lösen sein, so stellt sich heute doch vor allem die Frage nach Auswegen.
In Internetforen kursiert die Forderung, man müsse den Kinderreichtum der Minderheit staatlich einschränken. Derartige Äußerungen kommen nicht von ungefähr: Aus der Tschechischen Republik sind auch aus der Zeit nach 1989 dutzende Fälle von Zwangssterilisationen bekannt geworden.
Über ihre Absurdität hinaus verweisen solche Fälle auf ein Grundproblem der Roma-„Emanzipation“: Was tun die Verantwortlichen, zum Beispiel die Regierungen, für einen verbindlichen Minderheitenschutz, für eine Integration derer, die sich nicht selbst helfen können? Aber vor allem: Was tut die Europäische Union, deren Motto „In Vielfalt geeint“ doch durchaus ehrgeizige Ziele setzt?
Obwohl der Minderheitenschutz in Eur-

opa traditionell den Nationalstaaten obliegt, wurden die Roma beispielsweise in Deutschland erst im Jahre 1995 als Minderheit anerkannt; in Frankreich galten sie sogar noch etwas länger als „fahrendes Volk“, dem Bürgerrechte nicht zuerkannt werden müssen.

Johannes Bettin studiert Politikwissenschaften und Ökonomie an der FSU Jena im zweiten Semester. Er möchte sich für die Entrechteten dieser Welt einsetzen, indem er diesen zunächst eine Stimme zu geben versucht – unter anderem durch seine Mitarbeit in der Hochschulgruppe von ai.

Die erste Erwähnung des Minderheitenschutzes im Vertragssystem der Union stammt – abgesehen von der Europäischen Menschenrechtskonvention, die aber nie von allen Mitgliedern unterzeichnet wurde – aus den berühmten Kopenhagener Beitrittskriterien von 1993. Tatsächlich wurden wegen ihnen in vielen Ländern entsprechende Klauseln in die Nationalverfassungen aufgenommen. Wer will aber auf eine rigide Durchsetzung dieser Rechte von Seiten der Beitrittskandidaten pochen, wenn die Kriterien von den „alten“ EU-Mitgliedern nicht als verbindlich angesehen werden?

Weiterhin werden unzählige Fälle alltäglicher Diskriminierung in Roma-Netzwerken im Internet dokumentiert. Viele Roma verschweigen angesichts zu erwartender Nachteile ihre Identität in der Öffentlichkeit. In einigen slowenischen Gemeinden haben die Angehörigen der Minderheit kein Wahlrecht, Gewaltakte von staatlicher Seite sollen gar mancherorts zum Alltag gehören.

Spektakulärstes Beispiel für das Versagen des Schutzes von europäischen Werten in der Praxis sind wohl die unter Hoheit von UN und EU geschehenen rassistischen Übergriffe auf Roma im Kosovo seit 1999, in deren Folge achtzig Prozent von ihnen das Land verlassen mussten.

Grund zur Hoffnung?

Nachdem im Jahre 2005 das Europäische Parlament erstmals eine „positive Diskriminierung“ beschloss und ein Programm zur Förderung der Minderheit auch mit entsprechenden finanziellen Mitteln unterlegte, garantiert der im letzten Jahr in Kraft getretene Vertrag von Lissabon endlich einen unmittelbaren und verbindlichen Minderheitenschutz für die gesamte EU. Er verspricht zum Beispiel in Artikel 3, den „Reichtum ihrer kulturellen Vielfalt“ als Wertegrundlage der Union zu schützen.

Besonders aber die Roma selbst haben in letzter Zeit dazu beigetragen, zu ihren Rechten zu gelangen. Seit der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts existieren regelrechte Roma-Bewegungen“. Sie klagen erfolgreich gegen europäische Regierungen oder bemühen sich darum, ein Bewusstsein für die tiefe Verankerung der Roma-Kultur in Europa zu wecken.

In Zusammenarbeit mit Institutionen der EU ist im Jahre 2005 die „Dekade der Roma-Integration“ ausgerufen worden, der achte April wurde mittlerweile als „International Roma Day“ zum Festtag erklärt. Dennoch: Auf einem eigens initiierten Gipfel in diesem April erschienen ganze zwei (!) europäische Minister. Der schwer enttäuschte französische Staatssekretär bei der EU, Pierre Lellouche, erklärte im Interview, er könne „keinerlei politischen Willen“ erkennen.

Zumindest die spanische Regierung demonstriert diesen nun, indem sie in den nächsten zwei Jahren 107 Millionen Euro zur Integration der Roma bereitstellen will. Solange die Bewohner der Luxushäuser auf der anderen Seite der Mauer zumindest nicht einen Blick hinüber wagen, wird aber auch ein Wasseranschluss für die Höhlen von Sacromonte wenig ändern.

Tanzende Roma-Kinder in Rom (Foto: flickr/ Zingaro. I am a gipsy too.)

„Tito, komm zurück – mit dem ersten Bus!“

Auf einer Reise durch das ehemalige Jugoslawien haben sich drei Frauen mit der Kamera auf Spurensuche nach der jugoslawischen (N)Ostalgie gemacht – und sind fündig geworden.

von Daniela Mehler

Partisanenkappen, Orden, Tito-Fanartikel – in Ljubljana werden Relikte aus Ex-Jugoslawien verkauft, angeblich für Touristen. Die 80 Jahre Zugehörigkeit zum Vielvölkerstaat werden als „jugoslawisches Jahrhundert“ Sloweniens abgetan – man war schon immer und ist heute ganz besonders Mitteleuropa. Fragt man aber nach Erinnerungen, wird mit leuchtenden Augen von glücklichen Kindheitstagen und der sozialen Sicherheit im Sozialismus erzählt. Seine ganz persönlichen Erinnerungen lässt sich niemand nehmen. So feiern Mittdreißiger gerne in Pionieruniformen oder fahren mit ihren alten YUGO-Autos nach Belgrad zum Grab des 1980 verstorbenen jugoslawischen Präsidenten.

Talking ‘bout YU-Generation!

Titos Geburtshaus steht im kroatischen Kumrovec. Zehntausende pilgern jährlich dorthin. In das ausliegende Gästebuch schrieb ein Siebenjähriger: „Tito, komm zurück – mit dem ersten Bus!“. Zwar ist Kroatien nun („Endlich!“) ein eigener Staat, sagt man uns hier und in Zagreb, trotzdem ist die Sehnsucht nach den guten Seiten des Sozialismus präsent. Zwar wurde mit dem neuen Staat eine nationale Geschichtspolitik durchgesetzt, in der Jugoslawien als eine Art Völkerkerker, als Leben in einer Diktatur gedeutet wird. Gleichzeitig vermissen aber viele leidenschaftlich die wilde YU-Rock-Szene, die das Lebensgefühl einer ganzen Generation prägte, und trauern der Größe eines einflussreichen Staates, der liberalen Familien- und Frauenpolitik und einer besseren Sozialpolitik nach. Allerdings weigern sich viele Männer in Kroatien, mit uns über YU-Nostalgie vor der Kamera zu sprechen. Es scheint eine Art Tabu zu sein.

Dennoch: Auch heute gibt es noch Menschen, die sich ethnischer Zuordnung entziehen. Bei einer Volkszählung in Serbien erklärten sich 2002 über 80000 Menschen zu „Jugoslawen“. In der „Ehrlichen Kneipe“ in Belgrad treffen sich einige von ihnen. Man kennt sich von den jugoslawischen Arbeitsaktionen, bei denen Jugendbrigaden buchstäblich mit der Schaufel in der Hand ganze Autobahnabschnitte bauten. Damals gab es Arbeit, ein kostenloses Bildungssystem, die Vorstellung von Chancengleichheit sei real gewesen: „Heute sagen sie, es herrsche Chancengleichheit, aber die gibt es gar nicht.“

Wandmalerei im Durchgang zur „Poštena kafana“ („Ehrliche Kneipe“) in Belgrad

Tito-nostalgischer Verkaufsstand in der Innenstadt von Sarajevo

„Nicht alles war schlecht unter Tito“

In Sarajevo führt ein Student das hippe Tito-Café. Die Zuckerpäckchen ziert ein Zitat des Präsidenten: „Ein Land, das diese Jugend hat, braucht sich um seine Zukunft nicht sorgen.“ Doch diese Jugend hadert. Für viele war früher alles besser, Jugoslawien galt als Garant für Frieden und damit für ein weitgehend harmonisches interethnisches Zusammenleben, für Stabilität und einen mäßigen Wohlstand. Andere fluchen über die Nostalgiker, die lieber in ihren Erinnerungen schwelgen, statt für ihre Zukunft aktiv zu werden. Stimmen aus beiden Gruppen fordern aber eine Rückbesinnung auf Werte wie Solidarität, Gerechtigkeit, soziales Miteinander. Und träumen von den jugoslawischen Pässen, mit denen man, im Gegensatz zu den Bürgern der Ostblockstaaten, überall hin reisen konnte.

Auch exterritorial lebt Jugoslawien weiter: Auf der Internetplattform *Cyber Yugoslavia* (www.juga.com) kann man eine Staatsbürgerschaft beantragen. Knapp 17.000 Menschen sind Bewohner dieses virtuellen Jugoslawiens. Tanzen kann man heute ohnehin von Dublin bis Istanbul zu BalkanBeats-Musik und ein Bild des *pater familias* Tito hängt in so manchem Wohnzimmer von Gastarbeitern und Kriegsflüchtlingen auf der ganzen Welt.

YU-Nostalgie gewinnt im Kontext von Krieg, Nationalismus und der Transformation von Politik, Wirtschaft und Staatlichkeit eine besondere Bedeutung. Jugoslawien dient dabei als Beispiel einer funktionierenden Gesellschaft mit sozialen Werten und ohne ethnische Grenzziehungen, eines international anerkannten Staates. YU-Nostalgie schafft Kontinuität: „Nicht alles war schlecht unter Tito, manches gar besser.“ Wie sonst sollten sich diese Menschen damit arrangieren, dass das Land, in dem sie aufwuchsen, lebten, und glücklich waren, nicht mehr existiert?

Eine Frage des „Unserig-seins“

Statt dem Imperativ der nationalen Politik zu folgen, wird YU-Nostalgie zu einer Alternative: Sie ist eine Projektionsfläche für Utopien, für alternative Identitätskonzepte und eine Form der Subversion gegen staatlich verordnete Politik. Gleichzeitig bietet sie eine emotionale Heimat für die, die sich in den jugoslawischen Nachfolgestaaten nicht wiederfinden. YU-Nostalgie verbindet in einer Region, in der oft mehr trennt als einem lieb ist, und überschreitet dabei jegliche Grenzen. „Bist du eine von unseren?“ lautet eine in Postjugoslawien immer häufiger gestellte Frage, die eine ethnische Zuordnung vermeidet und auf die gemeinsame Vergangenheit abzielt. Jugoslawien mag gestorben sein - das aus der Erinnerung entstandene „Unserigsein“ aber lebt und wird hoffentlich immer größer.

Fotos: SEE.ID

Klassiquer

Für eine Handvoll Dollar

Im Jahr 1964 entstand mit Sergio Leones „Per un pugno di dollari“ nicht nur der italienische „Spaghettiwestern“ als ganzes Subgenre der Lichtspielkultur, sondern auch ein stilistischer Pionierfilm mit revolutionären Einflüssen auf das moderne angloamerikanische Actionkino.

von gonzo

Knochentrocken flimmert der Hauch des Todes über der verbrannten Pampa. Ein eremitenhaft in einen Poncho geschlagener Reiter hält auf das gottverlassene Nest San Miguel in New Mexico zu. Auf Gastfreundschaft wird der Fremde hier nicht treffen – die Wesenszüge der Bewohner sind so minimalistisch wie die Landschaft am Fuße der Sierra de los Filabres. Doch schnell wird klar: Der charismatische Neuankömmling weiß sich durchzusetzen, handelt es sich doch um den einsilbigen, gleichwohl gewitzten Draufgänger „Joe“ alias Clint Eastwood himself.

Von Antihelden und liebenswerten Halunken

Dabei werden zahlreiche Disparitäten zum ursprünglich US-amerikanischen Westerngenre offensichtlich. Die Sierra de los Filabres liegt nicht etwa in Nordamerika, gedreht wurde die italienisch-spanische Koproduktion im Herzen Andalusiens. Auch der als „Antiheld“ bezeichnete Hauptdarsteller steht im Widerspruch zu den moralisch einwandfrei überzeichneten Vorbildern aus Hollywood: Joe ist ein Gesetzloser, ein Söldner. Er tötet für eine Handvoll Dollar.

Zwischen guten Cowboys und bösen Banditen, aber auch gottesfürchtigen Damen und ruchlosen Huren, wird nicht klar getrennt. Alle haben Dreck am Stecken doch selbst der größte Lump kann noch mit einer einfühlsamen Attitüde überraschen. Das Setting des Films spiegelt seine zwielichtigen Charaktere wider. San Miguel ist ein schäbiges Kaff im Nir-

gendwo, fest im Würgegriff zweier rivalisierender Schmugglerbanden. Dies nutzt unser Protagonist skrupellos aus, indem er sich in die gut bezahlten Dienste der beiden Banden stellt, ohne sich jedoch klar zu einer Fraktion zu bekennen. Der Plan scheint zu gelingen, bis eine schöne Frau ins Spiel kommt und sein Gewissen weckt.

Minimalistische Gewaltkompositionen

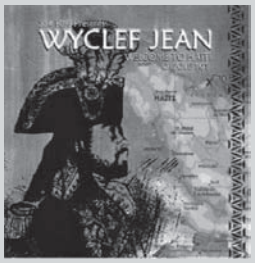
Dieser Stoff ist nicht neu. Leone verfilmte und interpretierte den Eastern-Klassiker „Yojimbo“ des japanischen Meisterregisseurs Akira Kurosawa neu. Innovativ sind jedoch die geradezu zelebrierten Nah- und Detailaufnahmen im Techniscope-Breitbildformat und der unverwechselbar narrative Score des italienischen Komponisten Ennio Morricone. Filmmusik und Handlung bilden eine solch vollendete Symbiose, dass man vor Freude aufspringen und Beifall klatschen möchte. Die auch auf diese Weise minutiös hochstilisierten Gewaltdarstellungen waren seiner Zeit aufsehenerregend provokativ und moderne Regisseure wie Quentin Tarantino verweisen in ihren Werken immer wieder auf diese Wurzeln.

Leichen pflastern seinen Weg

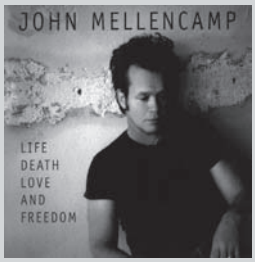
Das zeitlose Thema des namenlosen Outlaws mit nebulöser Vergangenheit, getrieben von Schmerz und von Rache, ist eine Allegorie auf die Rebellion gegen starre Autoritäten, Ausgrenzung und andere gesellschaftliche Missstände. Die Geburt des „Italo-Westerns“ in den Sechzigern fällt nicht zufällig in eine Zeit der zunehmenden Emanzipation und Politisierung vor allem Jugendlicher. Clint Eastwood wurde zu einem Idol der Subkultur und gefeiert wie ein Rockstar. Die anfangs von den großen Filmstudios belächelten Low-Budget-Produktionen aus Europa sind Persiflage und Abgesang auf die konventionell verklemmten Werte des moralinsauren Heile-Welt-Hollywood-Kinos. Doch nur wenige der später wie am Fließband nachfolgenden Werke erreichten das hohe Niveau von Klassikern wie Leones „Dollar-Trilogie“, „Spiel mir das Lied vom Tod“ oder Sergio Corbuccis „Django“.

5 Songs gegen Diskriminierung

von Doris Heise

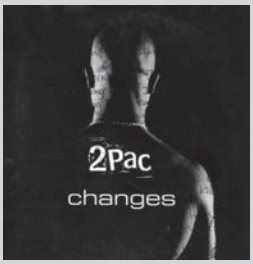


Untersetzt mit entspannten Reggae-Rhythmen à la Bob Marley versucht Wyclef Jean in *„If I was President“* den Zuhörern einen Einblick in das mögliche Leben eines gechillten Präsidenten zu bringen, der für Gleichberechtigung und Offenheit eintritt, Armut bekämpft, Krankheiten heilt und alle Menschen verschiedener Religionen unter der Sonne miteinander tanzen lässt. Wyclef for president!



„Rassenkämpfe“ in Jena. Weil sich ein schwarzer Schüler 2007 in der Mittagspause unter den „The whites only tree“ setzte, hingen am Tag darauf in Jena (Louisiana) drei Schlingen vom Baum herab. Schlägereien unter den Schülern, Bedrohungen und Demonstrationen folgten. So entstand die an die Vernunft appellierende Rock-Ballade *„Jena“*. Darin fordert John Mellencamp mit rauer Stimme, unterstützt von Gitarren, Gerechtigkeit und versucht, die Menschen wachzurütteln.

In seinem Song *„Black Or White“* vom Album *„Dangerous“* (1991) kritisiert Michael Jackson den tobenden Rassenkrieg in der Welt, der mit Liebe besiegt werden kann. Revolutionär: der Videoclip. Mit Hilfe einer Morphing-Sequenz verwandeln sich Menschen mit unterschiedlicher Herkunft, Geschlecht und Hautfarbe ineinander. Mit den Worten des „King of Pop”: *„Yes We’re One And The Same“*.



Schon frühzeitig wurde 2Pac, alias Tupac Shakur, mit dem Thema Rassismus konfrontiert. In seinem gefühlvollen Song *„Changes“* klagt er über die Armut in Amerika, von der vor allem Afro-Amerikaner betroffen sind, über Drogenhandel und Polizisten, die lieber um sich schießen, als gerecht zu handeln. Ihm ist bewusst, dass die Menschen endlich etwas ändern müssen – und startet mit diesem Song einen Anfang.

„American equality has always been sour“: Mit dem Album *„Blood Sugar Sex Magic“* gelang den „Red Hot Chili Peppers“ 1991 der endgültige Durchbruch. Hier findet sich zugleich das Lied *„Power of Equality“*, in dem eine offene Anklage gegen den amerikanischen Rassismus erfolgt. Gleichzeitig wird mit Politikern, Vertretern von Ungleichheiten, Egoisten und (natürlich) dem Ku-Klux-Klan verbal abgerechnet.

„Fahren musst du schon selber!“

Seit Januar 2010 lädt das Kassa einmal im Monat zur „Hip-Hop Corner“, einem Treffpunkt für Rapper, DJs, Breakdancer und Graffitimaler. Das Motto dabei lautet: „Hip-Hop, Don‘t Stop!“ – Eine Reportage.

von rokko rehbein

Es ist überraschend still vorm Kassa. Die große schwere Eingangstür lässt sich nicht öffnen und erst bei konzentriertem Hinhören hört man leise Musik erklingen. Vorbei am Kassaturm, sieht man im Hinterhof alte, ausrangierte Zugwaggons stehen, an die eine Handvoll Leute ihre Bilder sprühen. Auf dem Boden liegen Dosen, Skizzen und ein, zwei leere Bierflaschen. Vereinzelt wird sich ausgetauscht und gelacht, aus einem Autoradio pumpt Electro. Die *Hip-Hop Corner* findet zwar nur einmal im Monat statt, aber trotzdem scheint heute nur der harte Kern gekommen zu sein. „Das ist eben manchmal so, wir hatten hier aber auch schon 30 Leute“, sagt Otte mit einem offenen Lachen. Er ist einer der Initiatoren der *Hip-Hop Corner* und hat selbst jahrelang Breakdance getanzt. Ende des letzten Jahres beschloss er zusammen mit Freunden, der Bewegungsküche e.V. und dem Kassa, die *Corner* ins Leben zu rufen. „Die Kids hängen die ganze Zeit im Netz, da wollten wir ‘ne Alternative bieten.“ Deshalb wird die *Corner* auch nicht im Internet beworben. Die Initiatoren hoffen vor allem auf Mundpropaganda. „Außerdem ging es uns darum, die Hip-Hop Kultur wieder zu beleben.“ Allerdings, und auch das ist Otte wichtig, geht es dabei vor allem um Eigeninitiative. „Die *Corner* soll eine Plattform bieten, wir stellen die Fläche und das Equipment. Das Ganze hier ist wie eine Autobahn, aber fahren musst du darauf schon selber.“ Otte, der beruflich einen Veranstaltungsservice betreibt, merkt man seine Leidenschaft für das Projekt an. Wenn er über die *Corner* spricht, dann tut er das engagiert, aber freundlich. Vor allem wünscht er sich, dass sich die Leute, die hierher kommen, austauschen und zusammenarbeiten, „damit vielleicht mal was entsteht, womit vorher niemand gerechnet hat. Aber das liegt an jedem selbst. Alles kann, nichts muss.“

Unter strahlend blauem Himmel füllen sich die Wände der Zugwaggons weiter mit Farbe. Alex umrandet seine lilafarbenen Buchstaben mit einem satten Orange, dann betrachtet er andächtig sein Bild. „Normalerweise mal’ ich recht bunt, aber heut wollt ich kühle Farben.“ Der gebürtige Cottbusser lebt seit ein paar Jahren in Jena, aber die meisten Maler hat er „hier in der *Corner* kennengelernt.“ Dabei schätzt er besonders die Atmosphäre. „Die Leute, die hierher kommen, malen oft schon seit Jahren. Denen geht es nicht mehr darum, sich zu beweisen. Die kommen, um ‘ne coole Zeit zu haben. Man chillt mit denen, malt ‘n Bild und hört Mugge. Das macht die *Hip-Hop Corner* aus.“ Otte pflichtet ihm bei und fügt hinzu, dass es eben auch darum ginge, nicht nur neue Leute zu gewinnen, sondern auch den Etablierten einen Treffpunkt zu bieten. Trotzdem sollen sich natürlich gerade die Beginner hier wohlfühlen. „Ist doch klar“, schiebt Alex nach, „wenn jetzt ‘n Anfänger ankommt und um Hilfe bittet, dann nehm ich mir auch Zeit für den. Dieser Each-One-Teach-One-Gedanke herrscht hier auf jeden Fall noch vor.“

Während Alex nochmals sein Bild ausbessert, legt DJ Free-Kee zusammen mit einem Freund aus Heidelberg im Innenbereich des Kassas auf. Die *Hip-Hop Corner* stellt neben Plattentellern auch eine Fläche für Breakdancer, aber tanzen will heute niemand. Dafür bastelt Free-Kee an seinem Computer, justiert die Plattenteller und lässt dann flüssig einen Dubstepsong in einen Notorious B.I.G.-Klassiker übergehen. Auch er ist von Anfang an dabei. Gehört von der Idee hatte er über Freunde und sich sofort entschlossen, mitzumachen: „Ich liebe Musik und das Auflegen und geb das auch gerne weiter.“

Während der *Corner* gebe es vor allem die Möglichkeit, mit Interessierten ins Gespräch zu kommen, so Free-Kee. „Das Schöne ist, dass man viele Dinge erklären kann, die nicht nur mit der Technik, zum Beispiel Scratching und so, zu tun haben. Es geht mir vor allem um die Idee, die hinter dem DJ-ing steht. Viele fragen mich immer gleich, wie viel ich als DJ verdiene. Das ist voll schade, denn ich mach die Sache ja grundsätzlich, um die Leute und mich glücklich zu machen.“ Deshalb freue er sich auch über jeden, der vorbeikommt, auch wenn man die Begeisterung mancher Kids erst mal bremsen muss. „Das letzte Mal kam einer an, der hatte erst gesprüht und dabei die Dose falsch herum gehalten. Die ganze Hand war blau. Und dann kam er rüber zu mir und wollte auflegen. Da hab ich gelacht und gesagt: ‚Nee, das geht nicht, mach erst mal die Hände sauber.‘“ Nichtsdestotrotz herrscht hier im Kassa einmal im Monat das Motto: Hip-Hop, Don’t Stop!

Die nächste „Hip-Hop Corner“ findet am 29. 07. 2010 im Kassa statt.

Die Nationalhymnen-WM
Das musikalische Tippspiel

Ja, es gibt sie noch, auch wenn sie abseits des stetigen Vuvuzela-Getrötes bei der Fußball-WM in Südafrika kaum mehr zu vernehmen sind: die Nationalhymnen vor Beginn eines jeden Spiels. Doch wer wäre Favorit, wenn die Nationalhymnen gegeneinander antreten würden? UNIQUE machte einen subjektiven Check.

von Chrime und LuGr

Gruppe A

Die „Marseillaise“ verbindet man mit den „Beatles“ und sie weist neben triumphal-lauten auch bedächtige Passagen auf – dunkelblauer Gruppensieg! Uruguayer und Mexikaner überrollen den Zuhörer mit wahren klanglichen Wirbelstürmen, was Stirnrunzeln und Kopfschmerzen hervorruft. So erreicht die Hymne der Südafrikaner mit Bezug auf die bewegte Geschichte des Gastgeberlandes als Zweitplatzierte das Achtelfinale.

Gruppe B

Während die argentinische Nationalhymne so seltsam undynamisch wirkt wie Trainer Diego Maradona, schleicht sich die feierliche südkoreanische ohne lautes Tamtam eine Runde weiter. „Frieden und Gerechtigkeit“ sollen in Nigeria regieren, aber doch bitte ohne dieses gähnend langweilige Gepauke. Die griechische Hymne hat was von bayrischem Volksfest, das reicht für Platz eins in der Gruppe B.

Gruppe C

Nachdem das peinliche Gesäusel vom US-amerikanischen „Home of the Brave“ und die algerische Musikantenstadl-Polka schon in der Gruppenphase ausscheiden, entbrennt ein harter Kampf um den Gruppensieg zwischen dem „God Save the Queen“-Gebet und der 7. Strophe der slowenischen Nationalhymne, „Zdravljica“, den letztere für sich entscheidet.

Gruppe D

Ghanas Nationalhymne ist reich an Schlaginstrumenten, aber arm an Rhythmuswechseln. Bei Serbien (mit Gott) und Deutschland (ohne Gott) missfallen der übertriebene Nationalismus, doch Jogis Streicher-Jungs sind knapp weiter. Klarer Sieger wird die glockenklare Stimme des wunderbar wahrhaftigen („Unsere Heimat ist von Meer umschlossen…“) australischen Lobgesangs.

Gruppe E

Dass die sehr melodischen „Oranjes“ „von deutschem Blut“ sind, bringt ihnen den Gruppensieg. Um Platz zwei ist es eng: Pathos pur bei den Dänen, deren Vaterlandspreisung eine angenehme Ruhe ausstrahlt. Die zunächst langweilige Hymne Kameruns punktet später mit poetischen Textpassagen („Faithful child of Africa, advancing steadily in peace, in hope that ev'ry young child of yours will love you until time shall cease.”) und setzt sich durch. Die bedächtige japanische Hymne ist bestenfalls merkwürdig.

Gruppe F

Die todesmutigen „Brüder Italiens“ sind nicht zu schlagen – Gruppensieg! Textlich wie klanglich erinnern die Kiwi-Klänge an Kirchenmusik. Nicht jedermanns Sache… Die Befreiungshymne der Paraguayer ist schlicht zu lahm. Und so sind die Slowaken auf beste slawisch-schwermütige Art eine Runde weiter.

Gruppe G

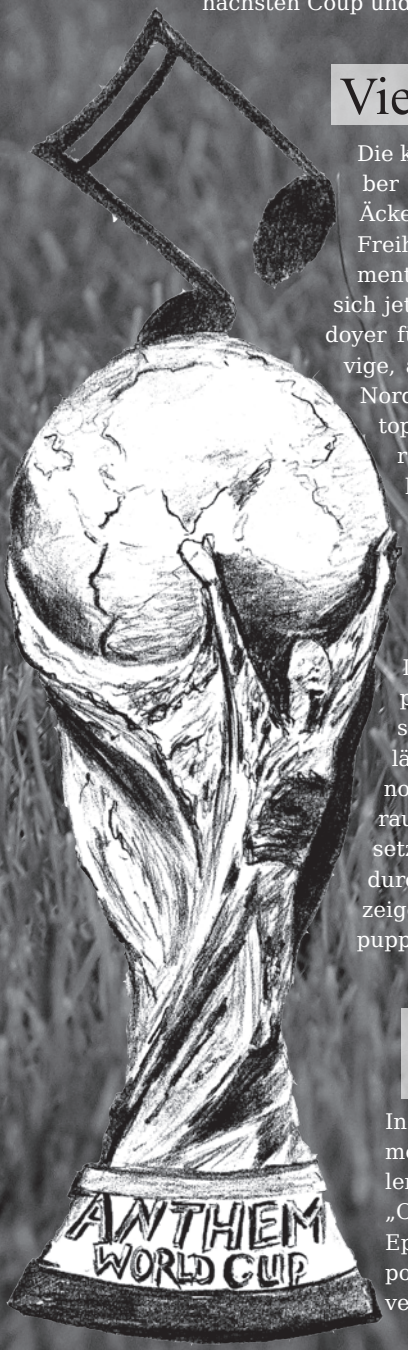
In der „Todesgruppe“ der WM geht es erwartungsgemäß stark und eng zu. Völlige Hingabe und Inbrunst beeindruckt bei Nordkoreas „Aegukka“. Diese holt knapp vor der Elfenbeinküste, dem „Land der Hoffnung“, Platz 2. Stolz, aber furchtbar bieder gibt sich der Brasilianer mit seiner Unabhängigkeitsblaskapelle gegen die portugiesische Kolonialmacht, die als „Held der See“ mit voller Kraft weitersegelt.

Gruppe H

Die Schweizer Hymne ist trotz Schlusspassagen-Beats heftig augenverkleinernd, die honduranische spektakulär unspektulär; beide hintereinander sind schlafliedtauglich. Deutlich lebhafter geht es in Chile zu, das mit seiner Hymne über die schöne Natur zwar keine Bäume ausreißt, sich aber problemlos Platz zwei schnappt. Favorit Spanien schont so Kräfte und holt sich Platz eins.

Achtelfinale

Da die Südkoreaner ihr Vaterland ohnehin „in der Not ebenso wie in Zeiten des Glücks“ lieben, macht es auch nichts, dass sie gegen die französischen Bataillons nicht den Hauch einer Chance haben. Der Heilige Geist der Gastgeber besiegt den griechischen Gott „Rehakles“ und der in kraftvolle Klänge gepackte Freiheitsgedanke der Slowenen macht der deutschen Musikmannschaft den Garaus. Das brisante Duell Australiens gegen Mutterland England geht dank der frischeren Version nach „down under“. Wilhelm von Nassau ist gegen das „Grollen des Donners“ der Slowakei machtlos. Für die Kameruner ist bei den italienischen Fratellis Endstation, ebenso wie für die beschwingten Chilenen gegen die noch stolzeren Portugiesen Schluss ist. Kim Jong-il landet gegen die Spanier seinen nächsten Coup und mausert sich zum Geheimfavoriten.



Viertelfinale

Die kriegerischen Franzosen marschieren trotz einiger grober Unsportlichkeiten („Das unreine Blut tränke unserer Äcker Furchen!“) zum knappen Sieg gegen die slowenische Freiheitskomposition. Die leidenschaftliche Schlaginstrumentenhymne der Slowakei schlägt die portugiesische, die sich jetzt austrompetet hat. Südafrika besiegt mit einem Plädoyer für Zusammenleben und Freiheit die zunehmend nervige, an „Star Wars“ erinnernde, Pathos-Keule Australiens. Nordkorea kann den Erfolg der WM 1966 dann doch nicht toppen. Im Vergleich mit italienischem Schwung in mehreren Tonlagen regiert bei ihren ruhigen Streicher-Akkorden dann doch die spielerische Einfallslosigkeit.

Halbfinale

Der Tinnitus lässt nicht mehr lange auf sich warten, partielle Taubheit beim wiederholten Hör-Vergleich stellt sich ein. Die französische Kriegstreiberhymne lässt uns die Ohren bluten und wird von dem immer noch erstaunlich ohrwurmigen slowakischen Lobgesang rausgehauen. Die nachdenklichen Klänge aus Südafrika setzen sich mit großem Kämpferherz gegen die Italiens durch, die nach mehrmaligem Hören ihr wahres Gesicht zeigen und sich als folkloristische Karnevals-Polonaise entpuppen.

Finale

Inzwischen haben wir beim unwillkürlichen Nachsummen entdeckt, dass die slowakische Hymne sich trotz aller Inbrunst verdächtig wie eine abgespeckte Version von „O Fortuna“ aus Carl Orffs „Carmina Burana“ anhört. Epigonie! Die südafrikanische – originale – Perfekt-Komposition nutzt clever ihren Drang nach Freiheit und wird verdientermaßen Hymnen-Weltmeister!

Musik im Auftrag des Wortes

Zu Zeiten der Globalisierung laufen kleine Sprachgemeinschaften leicht gefahr zu verstummen. Während die Isländer ihre Sprache literarisch pflegen, kamen dem weniger schreibwütigen Volk der Garifuna Musik und Gesang Andy Palacios zuhilfe.

von Katja

Was jeder will und kaum einer schafft, gelang Andy Palacio gleich in doppelter Hinsicht: Als er am 19. Januar 2008 völlig unerwartet einem Herzinfarkt erlag, hatte er sich nicht nur weltweit einen Namen als Musiker gemacht, sondern ebenso als UNESCO-Friedensbotschafter.
Wegen seiner Stimme? Nein. Zwar hat Palacios musikalisches Talent viel zu seinem Erfolg beigetragen, die entscheidende Rolle aber spielte der Einsatz des Künstlers für sein Volk: die Garifuna.

Dialog nur noch mit Rentnern möglich

Wären sie nicht über ganz Lateinamerika verstreut, könnten die Garifuna geradeso eine Großstadt wie Jena besiedeln und die geringe Größe ihrer Gemeinschaft fiele kaum auf. So aber leben die meisten dieser Wenigen im Staat Belize, wo sie nur 7% der Bevölkerung ausmachen und gezwungenermaßen Englisch sprechen. Es verwundert daher nicht, dass ihre Sprache, das Igñeri, beinahe untergegangen wäre. Dass dies nicht geschehen ist, haben wir vor allem der Musik Andy Palacios zu verdanken.
Palacio war noch keine 20 als er feststellen musste, dass er zu den letzten Garifuna gehörte, die die Sprache ihrer Eltern noch erlernt hatten: Abgesehen von ihm gab es niemand unter 50, der noch in der Lage war Igñeri zu sprechen. Als er sah, welchen Hype der belizische Musiker Pen Cayetano mit seiner Rockmusik auslöste, in der auch traditionelle Garifuna-Klänge mitschwangen, kam ihm die zündende Idee zur Wiederbelebung der Kultur seines Volkes.
Wenige Jahre darauf entstand so – angestoßen durch den belizischen Produzenten Ivan Duran – in einem Gemeinschaftsprojekt mit anderen garifunischen Komponisten das Album *Wátina*.
Im Gegensatz zu früheren Kompositionen (wie etwa denen Pen Cayetanos), die vor allem mit dem eingängigen Punta-Rock zu überzeugen suchten und kommerziell ausgerichtet waren, ist diese Platte ausschließlich der Tradition der Garifuna verpflichtet. Dass sie dann trotzdem kommerzielle Erfolge feierte, war ein unvermeidlicher Nebeneffekt.

Sommerflair ohne Schnulz

Obwohl im Einzelnen recht einfach gestrickt, bietet die Zusammenstellung der Lieder insgesamt ein abwechslungsreiches Spektrum von rhythmischen Trommel- und Gitarrenklängen bis hin zu tragenden Melodien, die dennoch nicht schwermütig wirken. Die unverkennbar karibischen und westafrikanischen Töne zeugen von der Geschichte der Garifuna und regen mit ihren chilligen Folklore-Takten zu sommerlichen Trägheitsübungen ebenso an wie zu schwungvollen Tanzeinlagen. Lediglich Textinteressierte werden es schwer haben: Obwohl das Igñeri neben indigenamerikanischen und afrikanischen Sprachen auch vom Englischen, Französischen und Spanischen geprägt wurde, findet sich kaum ein bekanntes oder ableitbares Wort in den vokalreichen Gesängen. Der Sprachkundige (oder Besitzer des Booklets mit der englischen Übersetzung) darf sich aber freuen: Unter den Texten findet sich nicht eine Liebesschnulze. Stattdessen geht es um stehen gelassene Tramper (Titelsong: *Wátina*), um wütende Ehefrauen, die ihre betrunkenen Göttergatten kurzerhand vor die Tür setzen (*Beiba*) und um die Sorge für die Kinder, die sich auch in den zahlreichen religiösen Gesängen des Albums findet.
Den krönenden Abschluss bildet das Stück *Ámuñegü*, in dem Palacio nochmal einen direkten Appell an die Garifuna richtet: *Our ancestors fought to remain Garifuna / Why must we be the ones to lose our culture? / Teach the children our language and our songs / our beliefes and our dances.*
Sicher nicht zuletzt wegen Palacios Leistung hat die UNESCO Tanz, Sprache und Musik der Garifuna mittlerweile in die Reihe der *Meisterwerke des mündlichen und immateriellen Erbes der Menschheit* aufgenommen.

Andy Palacio & The Garifuna Collective: Wátina.
Cumbancha 2007 18,99 €

Du sprechen Foreigner Talk?

Im Gespräch mit vermeintlichen und tatsächlichen Ausländern verwendet so Mancher eine Sprache, in der man sonst eher mit Kindern spricht. Freundlich gemeinte Hilfe wird dabei schnell zu alltäglicher Diskriminierung.

von Helian

„Der alte Lada mit dem ungarischen Nummernschild huscht vorbei am Nürnberger Parteitagsgebäude, dann rechts, links, knattert geradeaus und biegt nochmals rechts ab. Máté blickt herüber und nickt mir freundlich lächelnd zu, das Lenkrad fest im Griff seiner durchfurchten aber kräftigen Hände. „Wir finden schon den Weg" soll das heißen. Und wenn ich auch keine Sekunde daran zweifle, dass mich der sympathische Ungar, mit dem ich bereits seit Würzburg trampe, auch noch sicher bis zum Plattensee bringen wird, ist mir klar, dass wir uns hoffnungslos verfahren haben…"

Beim Sprechen ist uns nicht nur wichtig, was wir sagen, sondern auch wie. Mit dem besten Freund sprechen wir anders als mit unserem Professor. Eine Frage des Respekts und der Vertrautheit, aber auch der Selbstdarstellung – hält mein Prof. mich für ungebildet, denkt mein Kumpel, ich sei zu abgehoben? Zudem beeinflusst noch eine weitere Kategorie Wortwahl und Komplexität unserer Sprache: die Frage, ob unser Gegenüber uns verstehen kann. Sind wir der Meinung, dass dem nicht so ist, versuchen wir, das Gesagte so weit wie möglich zu vereinfachen. Neben kognitiven Fähigkeiten erfordert das Verstehen sprachlicher Äußerungen logischerweise die Beherrschung der Sprache. Wer – wie Lerner des Deutschen – den Verdacht erregt, darüber nicht zu verfügen, fällt leicht in eine besondere Kategorie von Gesprächspartnern.

„Schließlich steuert Máté auf einen Polizisten zu, um ihn nach dem Weg zu fragen. In leicht antiquiertem Deutsch mit starkem ungarischen Akzent, fragt mein fast 70-jähriger Fahrer „Guter Herr, wo geht es zu Autobahn?". Der Polizist denkt kurz nach, beugt sich zum geöffneten Fenster und spricht bedächtig und langsam: „Du gehst runterr da, Straße lang. immerr Straße lang, ja? Dann du räächts; ja? Bei großem Haus räächts. Immer weiter…"

Eine solche Sprechweise bezeichnet man seit 1968 mit einem Begriff des Linguisten Charles A. Ferguson als „Foreigner Talk". Anstelle standardsprachlicher Äußerungen bedienen sich Muttersprachler – meist unbewusst – verschiedener Strategien, um ihre Sprache zu vereinfachen. Der Foreigner Talk weicht dabei vom normalen Sprachgebrauch in vier Kategorien ab: Verdeutlichungen, Überkorrektheit, Ausdruck eigener Einstellungen und Vereinfachungen.

Die verdeutlichenden Strategien sollen größere Klarheit schaffen, indem sie Silben, Wörter und Sätze wiederholen oder paraphrasieren: „Straße lang […] Straße lang". Durch vokative Partikel und Kurzfragen („ja?") versucht der Sprecher zudem abzusichern, dass er verstanden wurde. Das Streben nach Deutlichkeit, gepaart mit dem schlechten Gewissen, die Regeln der eigenen Sprache nur unzureichend zu beherrschen, führt zu Überkorrektheit. Z. B. wird die die angemessene Aussprache von „runter", nämlich „runta", verleugnet und durch ein künstliches „runterr" ersetzt. Das jedoch taucht in der gesprochenen Gegenwartssprache

Im Comicband „Tim und Struppi im Kongo" des belgischen Zeichner Hergé finden sich viele Beispiele für sekundären Foreigner Talk, die diskriminierende mediale Darstellung der vermeintlichen Sprache von Ausländern.

schlichtweg nicht auf und ist wohl eher hinderlich denn hilfreich. Nichtsdestotrotz ist gerade dieses Verfahren sehr häufig zu beobachten.

Der erwähnte Ausdruck eigener Einstellungen zeigt sich in prominentester Weise im Duzen des Gesprächspartners, unabhängig von Alter und sozialem Status. Ein linguistischer Sinn dessen ist schwer festzustellen. Die Idee, Höflichkeitsformen seien schwerer zu verstehen, hält sich aber ebenso gut wie die Idee „Wauwau" sei ein einfacheres Wort als „Hund". (Beides Quatsch: Entweder kenne ich ein Wort oder nicht. Und ob ich mit Lehrbüchern Deutsch lerne oder gezwungen bin mit den Formularen der Ausländerbehörde klarzukommen: Der „Sie"-Form begegnet man wohl häufiger als dem „Du").

Das umfangreichste Verfahren stellen die Vereinfachungsprozesse dar, bei denen die Komplexität des Satzbaus reduziert wird („Dann rechts" statt „Da müssen Sie rechts abbiegen") und auf einen unmarkierten Grundwortschatz zurückgegriffen wird („gehen" statt „fahren)".

Zu diesen Strategien kommt die Idee, dass man am besten verstanden wird, wenn man „so spricht wie die". Und wie „die" sprechen, weiß man nicht zuletzt aus den Medien. Die Wiedergabe vermeintlicher „Ausländersprache" bezeichnet man als sekundären Foreigner Talk. Die sozialkritischen Sprachexperimente von Feridun Zaimoğlu mögen auch dazu beitragen, vor allem aber trifft der Vorwurf Comedy-Figuren Erkan und Stefan .

> *„Máté nickt freundlich und fährt in die so beschriebene Richtung weiter. Und während wir uns von dem dümmlich-hilfsbereiten Grinsen des Polizisten bereits wieder entfernen, grüble ich noch, ob der Mann, der sich mit zwei Ausländern allein und unbeobachtet wähnte, wirklich meinte, dass wir ihn besser verstehen, wenn er sämtliche Regeln seiner Muttersprache über Bord wirft..."*

Mit seinem Vorgehen ist der Polizist jedenfalls nicht allein. In jeder Sprachhandlung streben Menschen danach, erfolgreiche Kommunikation zu etablieren (Erfolgreich ist, was verstanden wird). Vereinfachungs- und Verdeutlichungsprozesse ähnlich dem Foreigner Talk sind daher in allen Sprachen und Gesellschaftsschichten feststellbar und nicht nur sozial bedingt. Sprachhistorisch gesehen scheinen die Vereinfachungen auch eine Rolle bei der Entstehung von Kreolsprachen wie beispielsweise dem Afrikaans zu haben.

So hilfreich diese Verfahren (vor allem die Vereinfachungsprozesse) auch sein mögen, darf nicht vergessen werden, dass es zwischen Kleinkindern, Betrunkenen und Fremdsprachenlernern durchaus einige Unterschiede gibt. Kinder verfügen nicht nur über einen kleineren Wortschatz und eine geringere Sprachkompetenz, sondern können auch kognitiv noch nicht ihre gesamten Kapazitäten nutzen – Sprachlerner dagegen schon. Zudem wird oft übersehen, dass man ja nicht nur versteht, was man selbst produzieren kann. (Wer kennt nicht das Phänomen, englische Filme fast problemlos zu verstehen, im Gespräch mit einem Amerikaner aber erst einmal zu stottern.)

Die Gefahr das Gegenüber kognitiv zu unterfordern, sie oder ihn also spüren zu lassen, dass man ihn nicht als Gesprächspartner auf Augenhöhe ansieht, ist recht groß. Durch die erwähnte Unart einen Deutschlerner zu duzen, den man – wäre er Muttersprachler – respektvoll behandeln würde, wird das Ganze noch verschlimmert. Sicherlich ist es nicht falsch, bei einer Wegauskunft seine Sprachgeschwindigkeit etwas zu reduzieren und das ein oder andere Modewort aus dem eigenen Freundeskreis einzusparen. Aus den genannten Gründen sollte man sich aber bewusst sein, dass man gerade in einer besonderen Weise spricht und abwägen, ob und in welcher Form dies angemessen ist. Denn wer mit einem syrischen Doktortitel in Deutschland ankommt und hier wie ein Kind behandelt und geduzt wird oder – noch schlimmer – wer hier geboren wurde und ob seiner Hautfarbe ständig zu Hören bekommt, dass er „aber gut Deutsch spricht", freut sich nur bedingt über die Verständigungsbemühungen der Foreign Talker.

Fußball ist unser normales Leben

von Daniel Jendrissek

Hätte dieser Roman denn nicht überall spielen können? Könnten die vier Freunde, alle um die 30, nicht auch in einer anderen Stadt als Tel Aviv vor dem Fernseher sitzen? Es ist das Endspiel der Fußball-Weltmeisterschaft 1998. Die Freunde Ofir, Churchill, Juval und Amichai schließen einen Pakt: jeder notiert drei Wünsche, die bis zur nächsten WM in Erfüllung gehen sollen. Dann will man sehen, was daraus geworden ist. Die Geschichte dieser vier Jahre ist durchaus gut geschrieben, spannend, unterhaltsam und dreht sich, so scheint es, um Freundschaft, Fußball und Frauen.

Doch etwas stimmt nicht. Immer wieder, meist beiläufig, schleicht sich etwas merkwürdig Bedrückendes in die sonst so humorvolle Fiktion. Da ist der ehemalige Werbetexter Ofir, der ausspricht, was viele seiner Freunde denken: die israelische Gesellschaft sei aggressiv, angefangen bei der Okkupation bis hin zu Kleinigkeiten, z.B. „wie wir Auto fahren." Da ist die Stimme Juvals, der schildert, wie seine Militär-Einheit eine palästinensische Familie in Nablus misshandelt hat, um in ihrem Wohnzimmer das Viertelfinale der WM 1990 zu sehen. Da sind die Anschläge während der zweiten Intifada, die immer näher kommen und die Fensterscheiben der Wohnung erzittern lassen, während drinnen der Erzähler die Geschichte der vier Freunde niederschreibt.

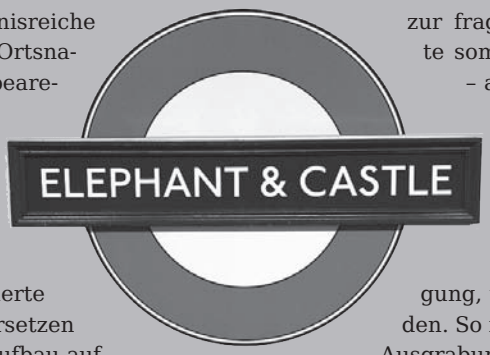
Spätestens wenn es heißt: „Unser Staat ist krank" und „Jeder logisch denkende Mensch sollte sich schon jetzt eine Rettungsinsel im Ausland" suchen, bemerkt man, dass es hier eben nicht nur um Fußball und Freundschaft geht. Eshkol Nevos Roman ringt um erzählerische Normalität, doch erreicht sie nie ganz, eben weil die Geschichte nicht irgendwo, sondern in Israel spielt.

Eshkol Nevo:
Wir haben noch das ganze Leben. Aus dem Hebräischen von Markus Lemke.
Deutscher Taschenbuch Verlag 2010,
440 Seiten,
14,90 €

„What's in a name" (Romeo & Juliet II, 2)
Über Elefanten und andere englische Ortsnamen

Eine Kolumne zur englischen Sprachgeschichte von Thomas Honegger

England besitzt eine lange und ereignisreiche Geschichte, die sich auch in seinen Ortsnamen niedergeschlagen hat. Auf der Shakespeare-Exkursion nach London kamen wir an der U-Bahnstation *Elephant and Castle* vorbei und mit Julia fragten wir uns „What's in [this] name?" also: „Was ist sein Ursprung?". Wie wir entdeckten, gibt es zwei unterschiedliche Erklärungsversuche: Die historisch abgesicherte Version führt *Elephant and Castle* (zu übersetzen als „Der Elefant und sein Turm", d.h. der Aufbau auf dem Rücken, in dem ein oder zwei Bogenschützen saßen) auf ein Gasthaus zurück, das 1765 zum ersten Mal erwähnt wird. Dieses erhielt seinen Namen von den Messerschmieden, deren Gildezeichen ein Elefant war – denn aus Elfenbein wurden die Handgriffe der Messer gefertigt. Die etwas romantischere, jedoch historisch nicht haltbare Volksetymologie führt den Namen auf die Verballhornung von „La Infanta de Castilla" zurück. Zwar gab es tatsächlich ein paar spanische Prinzessinnen, die nach England geheiratet hatten (Eleanor von Kastilien, Katharina von Aragorn und Kastilien), aber der Begriff „Infanta" war zur fraglichen Zeit nicht gebräuchlich und konnte somit nicht den Ursprung des Namens bilden – aber die Story ist gut genug, um auch so zu überleben.



Während es für die Herkunft von *Elephant and Castle* mehr als ein Erklärungsangebot gibt, liegt die Etymologie vieler anderer Ortsnamen noch im Dunkeln und es bedarf manchmal einer glücklichen Fügung, um den Ursprung des Namens herauszufinden. So für das Dorf *Fawler* im Oxfordshire. Erst die Ausgrabungen eines römischen Gutshofs mit farbigen Mosaikfußböden im Jahre 1865 machte die Rekonstruktion des Namens, der um 1205 zum ersten Mal als „Fauflor" greifbar ist, möglich. Die ab dem 5. Jahrhundert n. Chr. nach Britannien eindringenden Angelsachsen waren offensichtlich vom prächtigen Mosaikfußboden so beeindruckt, dass sie ihre neugegründete Siedlung nach dem „farbigen Fußboden" – auf altenglisch „fag flor" – benannten, woraus dann später „Fauflor" bzw. „Fawler" wurde.

Tres cedés – una fiesta!

Werbung, die uns „Sprachen lernen im Schlaf“ verspricht, weckt Skepsis. Der Brandecker Media Verlag verkündet nun: „Nicht lernen, nur hören!“ Kann das so einfach sein?

von Kalilan

Sind diese Audio-Sprachkurse nicht alle gleich? Eine blecherne Stimme spricht einen hölzernen Satz. Quälende Stille setzt ein, bleibt, breitet sich aus und zwingt den Lerner stammelnd nachzuahmen, was er eben gehört hat. Dann folgt die monotone Korrektur – ein Gefühl wie in einer Prüfung. Bei den CDs von „The Grooves“ hingegen fühlt man sich eher wie auf einer Party. Oder zumindest wie beim Betreten einer chilligen Lounge in Abu Dhabi („Ahlan wa sahlan! Kaifa Haluk?“), einer Jazz-Bar in Soho („I could use a break…“) oder wie mit Freunden am spanischen Strand, abends im August („Dos chicos, tres chicas, cinco botteilas de vino – una fiesta!“).

Das liegt vor allem an der entspannten Pop- und Jazz-Musik, die einen zu Beginn der CD begrüßt und bis zum letzten Track nicht mehr verlässt. Dazu schwingen deutsche und fremdsprachliche Sätze durch die Luft. Zwei bis dreimal wiederholt, ändern sich Sprechmelodie, Rhythmus und Geschwindigkeit immer ein wenig. So wirken sie natürlich und zeigen nebenbei, welche Merkmale einer Lautgruppe problemlos variiert werden können und welche nicht. Die Inhalte der einzelnen Lektionen sind dabei durch einen feingestrickten Kontext verbunden: Fest genug, um den Faden nicht zu verlieren und das Verständnis zu erleichtern, aber nicht so straff, den Lerner durch selten gebrauchte Situationsvokabeln zu belasten. So gelingen Gespräche, die fast nur aus Redewendungen bestehen und dennoch nicht gekünstelt wirken.

Medizin, die schmeckt, hilft nicht!

Die Gute-Laune-Rhythmen der gitarrenlastigen Spanisch-CD oder die entspannenden Wüstenwindtöne von Trommel, Nay-Flöte und Oud in der arabischen Version hört man immer wieder gerne. Aber kann man so überhaupt lernen? Muss Lernen nicht, mit Hegel gesprochen, eine „anhaltende und unausgesetzte Vernunfttätigkeit“ sein? Oder wie der Volksmund sagt: Medizin, die schmeckt, hilft nicht!? „Laughter is the best medicine”, könnte man da mit der „Business World“-CD entgegnen und das wäre sicherlich keine schlechte Antwort, denn das Limbische System spielt beim Lernen eine nicht unwesentliche Rolle – Was man mag, behält man besser. Ein weiterer Kniff der CD liegt darin, dass die Sätze meist im Rhythmus der Hintergrundmusik gesprochen werden und sich so gut einprägen. „Ohrwurmeffekt“ nennt das die Herausgeberin Eva Brandecker und spielt darauf an, dass wir alle mehr Lieder mitsingen können, als wir je bewusst gelernt haben. So helfen die rund 200 Wörter und Redewendungen pro CD nicht nur, sich an eine authentische Aussprache zu gewöhnen, sondern dienen vor allem als Baukasten zum aktiven Sprechen. Sätze, die man in einem speziellen Kontext bereits gehört und über deren grammatikalische Struktur man so Sicherheit gewonnen hat, fallen beim Sprechen aus dem Gedächtnis wie von selbst auf die Zunge. Die Zweifel, eine monotone CD-Aussprache falsch nachgeahmt oder den Satz grammatikalisch falsch gebildet zu haben, entfallen.

„I have to mind my P’s and Q’s.“

Wem das nicht reicht oder wer eher ein visueller Lerntyp ist, greift zum Booklet. Dieses ansprechend gestaltete Heft verzeichnet alle Sätze der CD – im Arabischen zusätzlich in angemessener Umschrift – und gibt kleine Anmerkungen zur Pragmatik, Aussprache und Wortherkunft. So weiß man nach der Lektüre: „I have to mind my P’s and Q’s“ bedeutet „Ich muss aufpassen, dass ich nichts falsch mache“.

Während die Stimmen in der Arabisch- und Spanisch-CD meist den richtigen Ton treffen, gehen die Sprecher der Business-Englisch-CD einem mit ihrer aufgesetzten Fröhlichkeit und künstlichem Gelächter gelegentlich auf die Nerven. Dann funktioniert der Ohrwurmeffekt natürlich nicht mehr, wie die beiden in Kapitel 8 selbst feststellen: „There is nothing worse than a comedian who isn’t funny…“ Wer das genauso sieht, sollte aber nicht auf die englischen Floskeln verzichten, son- dern lediglich auf die „Classic Grooves“ mit Chopin und Bach ausweichen. Denn „Hören statt Lernen“ funktioniert – wenn die Musik stimmt.

Arabisch lernen mit The Grooves. Grooves Basic (A1). 2010.

Spanisch lernen mit The Grooves. Grooves Basic (A1). 2006.

Englisch lernen mit The Grooves. Business World (B1/B2). 2006.

Partner im Carsharing DB BAHN

Anzeige

Speck, Obst & Gemüse

Studentenspartarif

Nur 3,– € monatlich!

Nur 50,– € Kaution!

Kein Startpreis!

Kostet nicht die Welt.

→ Buchung & Info: www.teilAuto.net oder 0180 / 1 49 49 49

Rund um die Uhr buchen und abholen. Bereits ab 1 Stunde nutzen. An mehreren Standorten in der Stadt. Abrechnung nach gebuchten Stunden und gefahrenen Kilometern. Preise inklusive Kraftstoff!

teilAuto CARSHARING

deinen Freunden erzählen, dass du bei einer Zeitschrift arbeitest recherchieren den Barschnewsletter empfangen kostenlos zu allerlei Veranstaltungen gehen ayouten Du willst… Anzeigenkunden suchen Finanzanträge schreiben dich gegen Rassismus und Intoleranz engagieren lektorieren eine Un nahe Couch Stress mit dem StuRa haben fotografieren Ameisen auf Demonstrationen nicht von der Polizei aufgehalten werden deinen Lebenslauf aufbessern Baby wickeln einen Ort haben, an den du vor deinen Mitbewohnern flüchten kannst Möhrensuppe setzen interkulturelle Erfahrungen sammeln die Leute vom Internationalen Centrum kennen lernen einmal und nie wieder kommen Kontakt zum Kuschelwal dir die Nächte vor dem Rechner um die Ohren hauen dich gegen (das Referat für) Rechtsextremismus engagieren journalistisch tätig sein Kaffee und Kuchen Urlaubsemester regelmäßige Termine bei Rektor Dicke Fußball verpassen ein Forum für deine Meinungen und Ideen haben heißblütig diskutieren Bier, wenn jemand welches kauft deinen Lebenslauf ruinieren Dann komm zur UNIQUE! verzweifeln, weil das Geld wieder nicht reicht Blut spenden Redaktionssitzungen immer kostenlose Rezensionsexemplare abgreifen nette Bekanntschaften machen Do. 18 Uhr im Haus auf der keine Party im Haus auf der Mauer verpassen dich von deinen Freunden fragen lassen, wie du da nur mitmachen kannst Baum

Anzeige

Kletterwald Hohenfelden

- Fun & Abenteuer auf 5 Parcours von 2 – 15 m Höhe
- 82 Kletterelemente mit steigender Schwierigkeit
- der wohl schwierigste Risiko-Parcours Deutschlands
- an Seilbahnen bis zu 135 m durch den Wald rasen
- Sprünge ins Netz über eine Distanz von bis zu 15 m

ERLEBT DAS GANZ BESONDERE: ADRENALIN UND ACTION INMITTEN DER NATUR!

Trailer, Infos, Impressionen und vieles mehr unter: www.kletterwald-hohenfelden.de

Kletterwald Hohenfelden · Am Stausee · 99448 Hohenfelden · Tel. 0174 6722629 oder 036450 28666 · eMail: info@kletterwald-hohenfelden.de